**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

**Band:** 16 (1936-1937)

Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Latinisten — eine verkummernde Wirkung haben. Wenn man das bedenkt, dürfte auch eine etwas freundlichere Einstellung zur deutschen Sprache und der durch sie vermittelten Geisteswelt einsetzen. B.

Im Anschluß an diese Zeilen möge die Tatsache vermerkt sein, daß der im Sommer dieses Jahres in der Schweiz stattsindende internationale kunstgeschichtsliche Kongreß berichtet, seine Mitteilungen, nach einem ersten, auch deutsch absgesaßten Kundschreiben, nun nur noch, um Kosten zu ersparen, in französischer Sprache erlassen will, trozdem er in den Städten Basel, Zürich und Bern tagen wird. In den heutigen Zeitläusen muß diese Hintansehung unserer Muttersprache

eben hingenommen werben. Immerhin nicht als selbstverständlich.

# Bücher Kundschau

# Die Briefe Pascals.

Blaife Pascal, Briefe. Deutsch von Bolfgang Rüttenauer. Berlag von Jakob Segner, Leipzig.

Diese übersetzung gibt alle Briefe Pascals wieder, welche im Druck erschienen find (fehr wenige find erhalten geblieben), mit Ausnahme von zwei längeren Abhandlungen, die nur äußerlich als Brief aufgemacht sind. Auch so bleibt noch manches, was eigentlich nicht Briefs, sondern Abhandlungscharakter trägt. Inssehesondere die langatmigen physikalischen Darlegungen und Streitigkeiten darin werden inhaltlich nicht allzwiel interessierte Leser sinden. Doch haben sie perstäusich den kadantanden Macht und Allzwiel interessierte Leser sinden. fonlich ben bedeutenden Bert, uns gleich in einen fonstituierenden Befenszug des großen Naturforschers und religiösen Denkers einzuführen. Er war, wie man ja auch aus einem seiner Hauptwerke, den "Lettres provinciales" weiß, ein unermublicher, scharser und nicht immer ganz sohaler Polemiker. Bon der Spitigkeit seines Tones einen kleinen Begriff zu geben, diene solgendes Zitat aus den Briefen: "Seine Ansichten über mich sind ohne Zweisel entweder durch den Bericht von Leuten, die ihm glaubwürdig erschienen, hervorgerusen, oder sie sind ein Erzeugnis seines eigenen Geistes. Wenn das erste der Fall ist, so bitte ich Sie, mein Herr, dem guten Pater einen Dienst zu erweisen, indem sie ihn auf die Bedeutungslosigkeit und Oberflächlichkeit seiner Meinung ausmerksam machen. Und wenn das Zweite der Fall ist, so bete ich von iekt an zu Eintt ihm diese Reseidigung zu verzeihen und Fall ist, so bete ich von jest an zu Gott, ihm diese Beleidigung zu verzeihen, und bitte ihn darum ebenso aufrichtig, wie ich selbst es ihm vergebe; und ich bitte alle Zeugen und Sie selbst, mein Herr, ihm in gleicher Weise zu vergeben." Und um was handelt es sich hier? Um einen miserablen Prioritätsstreit, in dem Pascal sogar noch unrecht hatte. Niemand wird behaupten wollen, daß dieser Ton menschlich angenehm sei, und auch wer gegenüber der driftlichen Forderung des Nichtwiderstands gegen das Bose allerhand Borbehalte zu machen geneigt ist, wird bei einem solchen Polemiker jene Art der Selbstversessenheit, welche auch nicht das kleinste Tüttelchen vom eigenen Recht nachläßt, nicht ideal finden können. Rehmen wir nun aber jenes Gebet um Verzeihung im "zweiten Fall" keineswegs als bloße Heuschelei, sondern als Ausdruck eines leidenschaftlichen und tiefgewurzelten Bunsches nach Reinheit und Selbstlosigkeit, der eben nur gegen den Geltungsdrang der eigenen Natur krampshaft gestemmt irgendwie falsch wird — so haben wir gleich einige Grundelemente von Pascals Denken beisammen. Einem Menschen solcher Natur muß natürlich alle Natur als heillos und verflucht erscheinen und das Höhere als ein einmalig und rein positiv von oben hereinbrechendes Wunder. Damit ge= hört Pascal zu jenem Thpus der Religiösen, der durch einen verzweifelten Kampf hindurch muß und davon immer (wie D. F. Strauß richtig sagt) tiefe Narben, etwas Herbes und Schroffes behält. Es sind Menschen wie Paulus, Augustin, Luther, Kierkegaard. Alle diese haben gemeinsam, ein außerordentlich starkes und unduld-

sames Gefühl des eigenen Rechtes und der eigenen Geltung niemals besiegen zu können und infolgedeffen sich zwischen tiefen Ruckfällen in die hitigfte Selbstgebundenheit an den Gedanken eines radikalen Bunders zu klammern, das sie in völliger Paffivität mit einem Schlage verwandeln oder wenigstens rechtfertigen konnte. Dieses Schema suchen sie in leidenschaftlicher Weise allen ohne Unterschied aufzuzwingen. Dabei kommen natürlich sehr tiese und nur durch die qualvollsten Engspässe des Menschenseins zu erringende religiöse Erkenntnisse heraus, aber auch Berzerrungen, Berkrampfungen, Berkürzungen, die, zum einzigen Maßstab der Religion gemacht, unter anders gearteten Naturanlagen surchtbare Verwüstungen und Berfälschungen hervorbringen können. Da in den vorliegenden Briefen bas sachliche Gewicht auf dem Religiösen liegt, so spiegelt sich auch in diesem engen Ausschnitte die Persönlichkeit Pascals in jener einseitigen und gewalttätigen Größe. Natur und Körper sind das völlig Berworfene; "darum ist der Tod notwendig, um dieje unselige Burgel ber Sunde endgultig auszutilgen, und aus diejem Grunde ist der Tod wünschenswert . . Die zeitliche Betrübnis birgt in sich das ewige Heil, zu dem sie führt, die zeitlichen Freuden bergen in sich das ewige Unheil, das sie verursachen." Auch darin weist sich Pascal als Mitglied der umrissenen Gruppe aus, daß ihm betreffs des hereinbrechenden Heils Gott deutlich hinter Chriftus zurudtritt. Das liegt wohl bei all biefen Beiftern baran, daß Gott als Allumfafsendem und Allgegenwärtigem eine gewisse positive Beziehung zur Natur nie ganz zu entwenden ist, während Christus als einmalige geschichtliche Größe dem Ex-plosiv-Charakter dieser Theologie weit näher steht. Infolgedessen ist dann nicht der Gottesglaube, sondern der Christusglaube das Schibboleth, an dem sich die Frage des Heidung entscheidet. Selbstverständlich ergibt sich aus dieser Grundein-stellung der Gedanke der strengen Vorherbestimmung. Nur "die Erwählten sind nicht den Launen des Zusalls überlassen", und in dem paulinischen Spruch (Kö-mer 8, 28), daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, betont Rascal die gemöhnlich weggelassen Rachbemerkung, daß es sich dahei nur betont Pascal die gewöhnlich weggelaffene Nachbemerkung, daß es sich dabei nur um die Erwählten handelt. "Danken wir Gott unendlich dafür, daß er sich vor den andern in allen Dingen verborgen, für uns aber in allen Dingen auf so viele Beise offenbart hat". Die Fortsetzung bes einmaligen Offenbarungswunders ist dann die fatholische Kirche, deren Einmaligkeit und Ausschließlichkeit Pascal aufs schärffte betont: "Wir missen, daß alle Tugenden, das Marthrium, die Uftesen und alle guten Werke nutlos sind außerhalb der Kirche und der Gemeinschaft mit dem Haupte der Kirche, welches der Papst ist." Dann zeigen sich aber doch wieder auch hier die Ansätze der großen Dialektik Pascals, welche natürlich über dieses enge Schema hinausweist, so etwa in einer Bemerkung wie der folgenden: "... die rechte Beise des Begreifens, d. h. durch die innere Bewegung Gottes". Auch die große Gesamtanschauung, die er an anderer Stelle ausführt, wonach Gottes Hanbeln in Wille und Widerwille Gine große Bewegung sei, welche der Mensch in sich aufzunehmen und nachzubilden habe, was den wahren, zentralen und beinahe pantheistischen Nichtwiderstandsgedanken ergibt, führt in diese Richtung. Selbstverftändlich tann auf Grund ber Briefe nicht ein vollständiges Bild Pascals gezeichnet werden, aber es hebt sich doch bereits in ihnen der Ansatz aller Grundlinien seines Beistes in seiner Bitterfeit und Sarte ab, wie auch in seiner Beite und Große. Und es versteht sich, daß die Zurudhaltung der katholischen Kirche, ihn sich gang zu eigen zu machen und sich gang zu ihm zu bekennen, nicht allein auf seine zeit= weilige äußere Nonkonformität, sein Liebäugeln mit dem Jansenismus zurückgeht (ein starter Beleg für das Lettere ift der emporende Brief über die Che an Bascals Schwester, Madame Périer, vom Jahre 1659). Sondern es ist weise, wenn eine umfassende Unftalt sich nicht gang auf einen so zugespitten Denker festlegt, sondern mehr auf jolche umfassend-ausgleichenden Charafters wie Thomas von Aquin ober Molina — wenngleich das natürlich auch seine großen Gefahren birgt. Man sollte aber dann nicht wegen der bedeutenden Werbefraft, die natürlich einem Geift vom Range Pascals beiwohnt, jene relative Unvereinbarkeit beiseite schieben (wozu in Guardinis Pascal-Buch Neigung zu fein scheint). Denn wenn die Stichworte Pascals in die Masse dringen, so entsteht nichts Gutes und auf jeden Fall nichts "Ratholisches" im guten Sinne.

### Malerei.

5. Tiege, Meifterwerte europäischer Malerei in Amerita. Phaidonverlag, Bien. Seit der Mitte des letzten Jahrhunderts, als Nordamerika ungefähr nichts an Runftbesit aufzuweisen hatte und sich auch in teiner Weise für einen folden intereffierte, hat eine ungeheure Auswanderung von Kunstwerken von Europa nach den Bereinigten Staaten eingejett, die der Herausgeber dieses Buches mit der Ausplünderung Griechenlands durch Rom oder Staliens durch die französischen Heere ber Revolutions- und napoleonischen Kriege vergleicht. Zwar handelt es sich bei der heutigen Analogie um legale Kausatte, aber unter Ausnützung eines wirtschaft-

lichen Übergewichtes, welches nicht immer auf so einwandsreien moralischen Grundslagen ruhte, daß der Europäer ganz ohne Protest an diese Berlagerung denken könnte. Nachdem vor, während und nach dem Weltkrieg die Abwanderung sast den Charakter eines Ausverkauß annahm, scheint jett seit der Arise eine starke Verslangsamung derselben, ja sast ein Gleichgewicht eingetreten zu sein. Heute ist nun ungesähr ein Fünstel des hochwertigen klassischen Kunstbesitzes Europas in amesuikant Versen Polite und alle ander Versen alle diese Versen von Versen von der Versen von Versen von Versen von der Versen von V rikanischem Besit, und es erhebt sich damit die Frage, ob dieser Neuerwerb sür Amerika wirklich so fruchtbar und kultursördernd genannt werden kann, daß Europa die Macht der Tatsachen auch innerlich anerkennen kann. Nach den Aussüh-

rungen von Tiege icheint es, daß obwohl auch heute noch im ameritanischen Runft= jammelwesen viel Snobismus und Progerei mit unterläuft, boch barin die Grundlage zu einem eigenen, wenn auch nicht schöpferischen, so boch aufnehmenden Runft= leben von Niveau gegeben sei. Wenn sich das bewahrheitet, so bliebe für Europa dem verlorenen Gute gegenüber aber mindestens noch eine Aufgabe: es in guten

Wiedergaben auch in Europa so zu verbreiten, daß es wenigstens der Idee und bem Wissen nach aus dem europäischen Besitze nicht ganz verschwindet. Diese Aufsgabe ist wesentlich. Denn was heute in Nordamerita an wichtigsten Kunstwerken aufgehäuft ist, ist in Europa so gut wie unbekannt — umsomehr, als zur Zeit, wo die meisten dieser Dinge über das Wasser wanderten, Technik und Interesse für fünstlerische Reproduktion in den Ansängen waren. Außerdem stammen die meisten aus europäischen Privatsammlungen, welche sowieso aus falscher Vornehmheit die Reproduktion ihrer Rleinodien möglichst hintanzuhalten lieben. Selbst bei bem

heutigen Stande der Bervielfältigungs- und Beröffentlichungstechnik sind es noch immer fast dieselben Dinge, die in den Kunstgeschichten und Monographien wieder und wieder abgebildet werden. Da ist benn ein Buch wie das vorliegende von höchstem Berdienst, und es ist zu hoffen, daß, mas es bietet, wirklich weithin ins öffentliche Bewußtsein eindringt. Nach bem Aberblick, ben es vermittelt, muß bas Niveau der amerikanischen Sammlungen ein hobes sein. Mit Ausnahme der ita-

lienischen Hochrenaissance, deren Meisterwerke niemals eine Zeit minderer Schätzung erlebten, immer als ein Ranon ber Runft galten und baher schon frühzeitig in festen händen waren, sind fast alle Zeiten, Länder und Stilperioden gut ver-treten. Wenn wir nach der gebotenen Auswahl urteilen dürsen, ist besonders das Porträt ftart reprajentiert. Das versteht sich ohne weiteres, wenn man bebentt, daß das Bildnis es ist, welches zunächst Zugang zur Runst gewährt. Das Bildnis

ist's ja auch, welches uns an der gesamten morgenländichsen Kunft von Agypten bis Japan am ehesten zugänglich und verständlich ist. — Nach Angabe des Herauszgebers gehen sast alle bedeutenden amerikanischen Privatsammlungen mit der Zeit beinahe automatisch in öffentlichen Besit über — ein Punkt, wo sich das alte Europa seine nachgeborenen Pslanzstädte dringlichst zum Borbild nehmen sollte. Die wenigsten der großen Privatsammlungen Europas sind auch nur einer auszewählten Öffentlichkeit zugänglich, geschweige daß noch oft wirklich großartige Legate an die Museen gemacht würden. So ist der eigentlich unhaltbare Zustand das daß gehölltet einem siese Werke für die Merschheit bis aus eine Sandroll oft

da, daß absolut einmalige Werke für die Menschheit bis auf eine Handvoll oft Berständnisloser so gut wie verloren sind. Es ist, als ob etwa der Besitzer der

Handschrift von Bach'ichen Kantaten sie ber Offentlichkeit vollständig zu entziehen vermöchte und es auch täte. - Die Abbildungen in diesem Buche sind scharf, anscheinend gut gewählt, und das ganze Werk von erstaunlicher Wohlfeilheit.

## Schweizerdeutsch und Hochsprache.

Die geschichtliche und schicksafte Tatsache, daß wir vom Reich uns lossgelöst haben, bewirkte in der Folge eine Lockerung in der Gemeinsamkeit des nächsten und höchsten kulturellen Gutes, der Sprache, eine Lockerung, die dort allzuoft von verständnissoser Abschäung, hier von trotigem Absehnen begleitet ist. Langssam, viel langsamer als in Deutschland, erlangte die Schriftsprache, durch Luthers Bibel, durch den Buchdruck verdreitet, allgemein anerkannte Wirklichkeit. Diese ist ihr als Form heute gesichert, keineswegs aber in dem, was eine Sprache lebendig macht, in der Lautwerdung, im Klang. Das Hochdeutsche bedeutet uns vorerst die Schrifts und Drucksprache, die Sprache unserer geistigen Zuwendungen also, die wir in Wissenschaft und Dichtung empfangend und gestaltend lieben, deren Schönheit und Fülle uns heilig ist, im Innersten vertraut und immer wieder überraschend. Wir übertragen ihr unserer Gedanken bestes Gut und wissen nur durch sie seine letzen Tiesen auszusormen, ohne daß sie der Prägung unserer nas

tionalen Eigenart sich ungeeignet erwiese.

Das Schweizerdeutsch, bas wie ein Gegenstrom unseres Gemütes aus dem Mutterboden hervorbricht und sein uns teures Recht behauptet, muß notwendiger= weise in seinen breitern, doch niedrigern Belangen gegen die Hochsprache hin in Spannungen geraten, welche es zu brücken und aufzuweichen oder zu überhöhen brohen. Die eindringliche und unablässige Wirkung von Zeitungen, Film, Rundstunkt mehren die Gefahr des ersteren, indes ein nationalistisch geblendetes Nichtssehenwollen unserer mundsprachlichen Grenzen dem letzteren rufen. So tritt immer fordernder die Frage an uns heran, wie wir Mund- und Hochsprache gegeneinander abgrenzen und jeder die ihr gemäße Bewahrung und Entfaltung gewinnen können. Richt umsonst verlassen wir die Mundart überall dort, wo wir an größeren Kreis gewandt und weittragenderen Ausdrucks bedürftig, die Bezirke des traulichen wie des alltäglichen Umgangs übersteigen. Biele glauben nun — übrigens könnten sie wohl kaum anders — den vaterländischen Gefühlen Treue zu bekunden, wenn sie ihr Hochdeutsch dem Schweizerdeutsch tunlichst nahe halten. Wie sehr bei derartigem Sprechen der beste Vortrag im Dhr eines formliebenden Hörers Einbuße erleidet, bezeugt, daß Hochdeutsch nicht bloß als tönende Schriftsprache gewählt, sondern als lebendige Hochsprache gepflegt und gehalten sein will. Diesem Bedarf und Berlangen kommt eine Sprechtechnik für Deutschschweizer entgegen, welche der hierin berufserfahrene Basler Christian Winkler im Francke Berlag Bern herausgegeben hat. Ein Borwort von Otto v. Greperz, jowie das zielsehende Eingangskapitel des Verfassers bekennen sich zu der Hoffnung, durch Gewinn und Verbreitung reiner deutscher Aussprache jene flare Scheidung zwischen Mundart und Hochsprache zu erreichen, welche allein das Schweizerdeutsche in seiner kraftvollen Fülle erhalten und vor durchgreifender Bermischung bewahren könne. Winkler will das Gefühl für den Abstand, die Eigenart beider Sprachen schulen. Um hochsprachiges Sprechen nicht zum Zwang, sondern zur natürlich gewordenen Gewohnheit zu bilden, meidet er, was dem "mundartlich begründeten Sprachgefühl" des Schweizers zuwider geht. Winkler nimmt den Lehrkurs seines 120 Seiten starken Bändchens spstematisch auf, er gründet auf ruhigen, besinnlichen Atem, auf weichem, stimmschonendem Einfat, betont die physiologische Berschiedenheit der Lautbildung hier und dort, legt den Finger auf unfere Abweichungen und führt schließlich über Gliederung, Betonung und Tongebung zu den Forderungen der Borlesung und freien Rede hin. Die Erläuterungen der einzelnen Unterrichtsstufen werden je und je in knappen Leitsätzen zusammengefaßt, mitunter durch Zeichnungen verdeutlicht und von übungen gefolgt. Nun beansprucht Ch. Winkler freilich nicht mehr als eine Sprechtechnit zu geben, welche die reine Aussprache lehrt. Hochsprache und Mundart unterscheiden sich jedoch noch in einem Beiteren: in Grammatik und Wortgebrauch. Die daraus erfolgende Unsicherheit, die so leicht in der Praxis des Sprechens uns befällt, zu beheben, könnte die nut-reiche und erkennenswerte Leistung der "Sprechtechnik" bestens ergänzen.

Hebwig Schoch.

# Geschlechtsnamen.

Deutschschweizerische Geschlechtsnamen von Baul Dettli. (Bolfsbucher bes Deutich-

schweizerischen Sprachvereins, bei Eugen Rentsch, Erlenbach.) In knappster und volkstumlicher Form ist hier eine Deutung der deutschichweis zerischen Beschlechtsnamen gegeben, wohl ber meisten, für bie sich nach bem beutigen Stand der Wiffenschaft überhaupt eine Erklärung geben läßt. Aber der Inhalt des Büchleins geht weit über diese trockenen Feststellungen hinaus. Der Ursprung der schweizerischen Geschlechtsnamen reicht bis zur Entstehung der Eidgenossenschaft oder noch weiter zuruck. Da sie alle auf den Wohnsit, auf Gewerbe oder Tätigfeit, auf besondere Eigenschaften oder den Bornamen der Eltern gurudgeben, jo muß eine solche Abersicht zugleich ein merkwürdig lebendiges Bild des Landes und der Leute in den vorigen Jahrhunderten geben. — In einem Teil der Namen spiegelt sich das ganze Schweizer Land mit seinen Bergen, Schroffen und Felsen, Abhängen, Weiden und Triften, mit seinen Flußläufen, Wäldern, Ackern und Talsgründen. Erstaunt sehen wir in der alten Schweizer Sprache die Fülle der Bezeichnungen für die Umgebung, in der sich die Menschen bewegen und ihr Tagwerk tun. So umschrieb und bezeichnete ein einziges Wort die Natur eines Ackers, die Entstehung und Beschaffenheit eines Hanges beutlicher, als wir es heute oft mit einem umständlichen Nebensatz vermögen. Oft ist uns nur eine Uhnung geblieben, was diese Bezeichnung wohl von jener unterscheiden mochte. So war Au eine Wiese am Baffer, Bang eine Bieje am Abhang, auf der Matte wurde wohl fein Bieh zugelassen wie auf der Wiese und Weid, die Mad lag auf dem Berg, aber noch mahbar. Wir sehen im Spiegel ihres Namens die Menschen mit Roden und Brennen immer mehr Land gewinnen, es einzäunen und bebauen. Wir seben fie bie Bluffe meiftern, befahren, mit merkwurdigen heute vergeffenen Geraten fifchen. - In den Städten behielten die Geschlechter oft lange den Namen ihrer Herkunft bei, daneben aber bildeten sich die Benennungen nach dem Gewerbe, die besonders leicht zu wirklichen Familiennamen werden konnten, da der Beruf sich meistens bererbte. So tritt uns das ganze handwertliche Treiben einer mittelalterlichen Stadt vor Augen. Wir sehen den Walter und Wollschläger, Färber, Näher, Haubenmacher, den Müller und Pfister (Bäcker), Küser und Faßbinder, Zimmermann und Wißler, den Scherer und Bader, Fuhrleute und Wassentragende. Aber auch das Rechtsleben wird lebendig, Altherr und Bürgermeister treten auf, die Richter und Schöffel, der Sprecher (Fürsprecher) und der Schreiber. — Bei den Namen, die aus der Beobachtung besonderer personlicher Gigenschaften entstanden sind, ist wieber ber sprachliche Reichtum an Unterscheidungen und Schattierungen bemerkenswert. Auch eine gewisse Spottlust läßt sich nicht leugnen. Die lange Liste ber alten deutschen, zum Teil heute vergessenen Eigennamen ift nicht zu überseben.

Es ist wohl für jeden reizvoll, den Ursprung seines namens zu entdecken. So möchte der Verfasser den Leser anregen, selber auf den angedeuteten Spuren weiterzugehen und seinem eigenen Namen in allen seinen Umwandlungen in Kirchbüchern und anderen Urkunden nachzuspüren. Vielleicht wird ihm dabei eine persönliche Neigung als Ahnengut bewußt, vielleicht findet er eine Eigenschaft, um die er sich heute muht, bei seinen Ahnen schon entwickelt, so daß er mit desto größerer Freudigkeit und Bertrauen sucht, sie selbst wieder zu erwerben. Frmgarb v. Faber du Faur.

Der arme Mann im Toggenburg.

Billy Fries hat fich von der Selbstbiographie des Armen Mannes Ulrich Bräker im Tockenburg (Rascher, Zürich) zu einer schwarz-weißen Bilbsolge von eigenartiger Phantasie anregen lassen. Über die Hirtenbubenzeit und die trügerischen Sonnentage einer ersten Liebe geht es ins Dienstjahr hinein bei einem gutmütigen, leichtherzigen Werbeoffizier in der Grenzstadt Schaffshausen. "Ollrich" wird schließlich nach Berlin abgeschoben und den Scharen Friedrich des Großen eingereiht. Er desertiert aus der Schlacht bei Lowosis, tritt nach seiner Heimkehr ins Toggenburg in einen sauersüßen Chestand und kann mit seinem kleinen Baumwollhandel die Seinen mit knapper Rot durch das Hungerjahr 1770/71

bringen. Die rote Ruhr entreißt ihm zwei liebe Kinderlein; der Branntwein überstäubt seine Kümmernisse; aber mit der französischen Revolution besreit sich sein Geist von den Kleinlichkeiten des Lebens, und im eigenen Hauschen versebt er einen beschaulich frommen Lebensabend. Der Künstler stellt uns den "Käbisueli" nach zeitgenössischen Bildern dar mit lebenshungrigen, dunkeln Augen und eingesaltenen Wangen, der Kasse nach den Appenzellern verwandt. Die fromme Innigkeit der Selbstbiographie, der Humor, der ungewollt aus den engen Verhältnissen emporspringt, blühen auf den Blättern des Zeichners. Die vorausgeschickten, sorgfältig ausgewählten Seiten aus der Lebensgeschichte sind in ihrer großen, klaren Fraktur und den roten flott geschwungenen Initialen schon ein Genuß an sich.

Selene Meger.

# Besprochene Bücher.

Pascal, Blaise: Briese; Deutsch von Wolfgang Rüttenauer; Berlag Jatob Hegner, Leipzig.

Binkler, Christian: Sprechtechnik für Deutschschweizer; Berlag A. Francke U.S., Bern; 120 Seiten.

Dettli, Paul: Deutschschweizerische Geschlechtsnamen; Berlag Eugen Rentsch, Erlensbach.

Fries, Willy: Der arme Mann Ulrich Brafer im Tockenburg; Verlag Rajcher, Zürich.

Tiebe, S .: Meisterwerte europäischer Malerei in Amerita; Phaidonverlag, Bien.

In der Besprechung über die "Kömische Campagna" im letten Heft der Zeitschrift sind einige Fehler stehen geblieben, die wir in folgender Weise zu versbessern bitten: Der Maler heißt Horny und nicht Florny. In dem Humboldt'schen Zitat muß es heißen "mehr wert" statt "Wert". Statt des sanatischen Kampses hieß es "faustischen" Kampses. Und endlich nennt sich der Schafkäse peccorino und nicht pecconico.

# Bücher-Eingänge.

Geschichte von Elfaß = Lothringen: Berlag Elfaß = Lothringische Jungmannschaft, Straßburg; Fr. 1.—.

**Ganzer, Karl Richard:** Geist und Staat im 19. Jahrhundert; 1936, Hanseatische Berlagsanstalt, Hamburg.

Berdiajem, Rifolai: Bon der Würde des Christentums und der Unwürde der Christen; 1936, Bita Nova Berlag, Luzern; Fr. 2.20.

Burg, Anna: Der heimliche Garten; Gedichte; Benteli A.-G., Bern-Bümpliz. Maritain, Jacques: Gesellschaftsordnung und Freiheit; 1936, Bita Nova Berlag, Luzern; Fr. 5.—.

#### Aus dem Inhalt des Marz-Beftes:

**Th. Bertheau:** Betrachtungen zum rheinischen Zonenkonstikt. — **G. Fochler-haufe:** Die Mandschurei als wirtschaftliches und politisches Kraftselb (V). — **Elisabeth Brock-Gulzer:** Ernst und Friedrich Georg Jünger.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versiand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Abersetzungsrechte vorbehalten.